



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Grube, Wilhelm: Briefe aus China

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**



## Briefe aus China

Von weiland Professor Dr. Wilhelm Grube-Berlin

An seine Schwester.

Peking, den 12. Februar 1898.

Meine liebe Weinande!

Am Dienstag machte ich eine recht interessante Exkursion nach einem großen außerhalb der Stadt gelegenen taoistischen Tempel, Po-üun-kuan geheißen. Es war dort gerade ein großes Tempelfest, verbunden mit einer Art Jahrmarkt. Herr Sch. von der russischen Gesandtschaft hatte sich mir angeschlossen. Nach einem Ritt von ungefähr dreiviertel Stunden war das Ziel erreicht. Der Tempel besteht aus einer großen Anzahl von Gebäuden, die durch Höfe und Gartenanlagen voneinander getrennt sind. Das Ganze nimmt ein sehr umfangreiches Grundstück ein, das von einer Mauer umgeben ist. Es befinden sich dort außer Tempel- und Priesterwohnungen auch noch Logierhäuser, wo fromme Besucher des Tempels nächtigen können. In diesen herrschte ein buntes Leben, denn die bevorstehende Nacht hatte viele Besucher angelockt. Das Tempelfest dauert nämlich mehrere Tage lang, und in der Nacht, die auf den letzten Tag (an dem wir gerade da waren) folgt, bleibt der Tempel ununterbrochen geöffnet und ist festlich mit bunten Lampen illuminiert. In dieser Nacht pflegt stets eine der taoistischen Gottheiten in menschlicher Gestalt in der Menge zu erscheinen, infolgedessen ist die Spannung und Aufregung der Anwesenden immer sehr groß. Vor einigen Jahren soll dort, wie mir ein Chinese erzählte, in jener Nacht plötzlich ein Bettler von abschreckender Häßlichkeit aufgetaucht sein, der, eine kleine Schale in der Hand, um Almosen bat. Fast jeder gab ihm eine Kleinigkeit, aber so viel man auch gab, wurde der Napf, trotzdem er so klein war, nicht voll. Das fiel manchen auf, aber ehe sie die Sache genauer untersuchen konnten, war der räthelhafte Bettler plötzlich spurlos verschwunden. Danach unterlag es natürlich keinem Zweifel, daß er kein anderer war als einer der sogenannten acht Genien namens Li T'ieh-kwai, der immer als hinkender Bettler dargestellt wird. Welche Gottheit den Tempel dies Jahr mit ihrem Besuch beehrt hat, habe ich noch nicht erfahren können. Übrigens waren mir dort die Menschen

fast noch interessanter als die Götter. Ich hatte noch nie vorher in China eine solche Menschenmenge beisammen gesehen. Es mögen innerhalb des eigentlichen Tempelreviers gewiß an zehn- bis zwanzigtausend Menschen gewesen sein, und wir beide waren die einzigen Europäer unter all den Chinesen, hatten auch keinerlei Begleitung mit. Und dennoch war uns dabei selbst im ärgsten Gedränge nicht einen Augenblick auch nur im mindesten unheimlich zumute. Wir gingen so ziemlich in alle Tempel hinein und wurden überall von den Priestern in zuvorkommendster Weise empfangen. In jedem Tempel, den wir betraten, boten uns die Priester Tee an und nötigten uns zum Sitzen. Einer der Priester meinte sogar, als wir das Anerbieten dankend ablehnten, wir sollten doch seinen Tee einmal kosten, das sei Shen-fien ch'a-ye, „Göttertee.“ Du siehst daraus, daß es in chinesischen Tempeln sehr gemütlich zugeht: an den Altären werden die Götter gespeist, und an den Tischen daneben die Menschen. In den einzelnen Höfen standen zahllose Verkäufer umher, die allerhand Spielsachen und Naschwerk feilboten. In einem der Höfe waren zwei von einer Marmorbrüstung umrahmte trockene Bassins. In jedem derselben hing in einer Mauernische eine große chinesische Münze aus vergoldeter Pappe, die, wie alle chinesischen Kupfermünzen, ein viereckiges Loch in der Mitte hatte, und in diesem Loch hing eine kleine Glocke. Die zahllosen Menschen, besonders auch Kinder, die die Marmorbrüstung umdrängten, warfen mit Kupfermünzen nach jener Glocke und wer sie traf (ein Fall, der in meiner Gegenwart nicht eintraf), hatte dafür die Freude, sie erklingen zu hören. Die Münzen bleiben natürlich auf dem Boden des Bassins liegen, und dieses kindliche Spiel ist bei all seiner Harmlosigkeit gar kein so übles Geschäft für die Priester. Einer der Priester sah von seinem Tempel aus, daß wir gern an das Bassin herantreten wollten, uns aber nicht hindurchdrängen konnten; da kam er hinzu und bat die Leute, uns doch Platz zu machen, was auch sofort geschah, worauf der Priester uns höflich aufforderte, näherzutreten und sich dann mit einem Gruß entfernte. Ich habe überhaupt noch keinen unhöflichen Chinesen zu sehen bekommen.

Auf dem Rückwege begegneten wir einer geradezu unübersehbaren Menschenmenge, die nach dem Tempel unterwegs war, und im Tore, das in die Chinesenstadt führt, gerieten wir mit unseren Eseln derart ins Gedränge zwischen zahllosen Karren, Pferden, Eseln, Fußgängern, Lastenträgern aller Art usw., daß ich meine Füße, da sie nicht in die Tasche gingen, auf den Sattel legen und gewissermaßen mit untergeschlagenen Beinen sitzen mußte. Es dauerte wohl eine gute halbe Stunde, bis wir aus dieser drangvoll fürchterlichen Enge befreit waren. Aber die enge Gasse zu passieren, durch die wir jetzt hindurch mußten, war auch mit einiger Lebensgefahr verbunden. Der Staub dabei war geradezu entsetzlich, und ich brachte die ganze nähere Umgegend Bekings in Nase, Ohren, Augen, Mund und Lungen mit nach Hause.

Aber interessant war es doch, und nicht minder interessant der Ausflug, den ich gestern mit einigen Herren von der russischen Gesandtschaft nach dem

berühmten Lamatempel Jung-ho-kung unternahm. Dieser Tempel ist Europäern so gut wie unzugänglich, höchstens gegen schweres Geld (neulich wurden 25 Dollars für eine Person verlangt) wird man hineingelassen und dann in solcher Hast hindurchgejagt, daß man nichts zu sehen bekommt. Die nahezu tausend Lamas, die in dem zum Tempel gehörenden Kloster wohnen, meist Tibetaner und Mongolen, sind ein wahres Räubergefindel, und es ist, wenn Europäer auf eigene Faust hineinzudringen suchten, schon manchmal zu einer regelrechten Schlägerei gekommen.

Der verstorbene Bruder des hiesigen russischen Postmeisters Gombojew war als „lebender Buddha“ und geistliches Oberhaupt der chinesischen Lamaisten seinerzeit zugleich das Oberhaupt dieses Tempels (Gombojew ist nämlich Mongole von Geburt). Dadurch hat auch der Postmeister, obwohl selber Christ, noch mancherlei persönliche Beziehungen zu den dortigen Lamas, und da gerade jetzt ein mongolischer Lama als Gast in seinem Hause logiert, so wurde derselbe gebeten, uns den Besuch des Jung-ho-kung zu vermitteln. So wurden wir denn dort als Gäste mit größter Zuverlässigkeit empfangen und zuerst mit mongolischem Ziegeltee und allerhand Naschwerk, das gar nicht so übel schmeckte, bewirtet. Der Tempel selbst war ursprünglich der Palast des Kaisers Jung-heng (1722 bis 1732) und wurde von dessen Nachfolger, dem großen K'ien-lung, in einen Tempel umgewandelt. Er besteht aus einer ganzen Anzahl großartiger Bauten, eine immer schöner als die andere, und alle, wie das immer bei kaiserlichen Bauten der Fall, mit gelben Kacheln gedeckt. Diese Tempel bergen einen derartigen Reichtum der herrlichsten Kunstwerke — Elfenbein, Bronzen, Schnitzereien, Gemälde — aus der Blütezeit der chinesischen Kunst, daß man nicht aus dem Staunen herauskommt. Als die Lamas merkten, daß ich nicht nur Chinesisch, sondern auch Mandschu, Mongolisch und Tibetisch lesen konnte, waren sie natürlich nicht wenig erstaunt und wurden nur um so lebenswürdiger. Das war wirklich ein Genuß, um den mich manche der hiesigen Europäer beneiden können.

Von dem Jung-ho-kung ritten wir nach dem Bei-kuan, der russischen Mission, um dem Archimandriten einen Besuch abzustatten. Dieser, ein noch junger, fein gebildeter Mann mit einem klassisch schönen Johanneskopf, empfing uns sehr freundlich und stärkte uns mit vorzüglichem Tee. Er war früher Rektor des Petersburger Priesterseminars und ist erst seit einem Jahre hier. Zu tun hat er nichts und bekommt dafür 20000 Rubel jährlich. Er hat den Posten angenommen, um ungestört seinen theologischen Studien leben zu können. Die Russen haben in ihrer Mission eine sehr wertvolle chinesische Bibliothek, aber unter den jetzigen Mitgliedern ist leider niemand, der sie benutzen könnte. . . .

\*

\*

\*

...

An seine Schwester.

Peking, den 16. Februar 1898.

... Gestern und heute waren wieder einmal recht interessante Tage — besonders der gestrige, der heutige weniger. Gestern fand nämlich endlich die langerwartete Audienz im Palaste statt. Man war zu 10 Uhr befohlen worden, und aus allen Gesandtschaften bewegten sich feierliche Sänftenkarawanen, sämtlich von chinesischem Militär eskortiert, nach der Richtung des kaiserlichen Palastes. Auf den Straßen bildete eine große Menschenmenge Spalier. Nachdem das Palasttor passiert war, verließ man die Vehikel und ging zu Fuß durch einige große Höfe, bis man ein kleines Haus erreicht hatte, wo wir fast eine Stunde lang in zwei engen, sehr dürftig ausgestatteten Zimmern, deren Wände und Decken mit einfachem weißem Papier tapeziert waren, zu antichambrieren hatten. Es wurde Tee gereicht und geraucht, wobei verschiedene chinesische Minister, die uns bereits am Tore empfangen und begrüßt hatten, die Honneurs machten.

Endlich wurde das Signal zum Aufbruch gegeben und der Zug setzte sich in Bewegung. Nachdem wir das Tor Wen-hoa-men passiert hatten, sahen wir eine Halle mit drei großen geöffneten Türen vor uns: das war die Audienzhalle, Wen-hoa-tien. Entblößten Hauptes stieg man die wenigen Stufen hinan und machte, oben angelangt, eine Verbeugung, nach weiteren drei Schritten eine zweite und nach noch drei Schritten eine dritte Verbeugung.

Die Halle war ziemlich geräumig, ohne gerade sehr groß zu sein, der Fußboden war mit einem gelben chinesischem Teppich belegt. Im übrigen entbehrte sie jeglichen Schmuckes: sie war ganz kahl, und von „orientalischer Pracht“ war nichts zu merken. An der Rückwand der Halle erhob sich eine breite Estrade, auf der ein großer, mit gelbem Brokatstoff bedeckter Tisch stand, und auf dem Tische lagen verschiedene Schreibutensilien und das kaiserliche Siegel — lauter herrliche Sachen, meist Cloisonné. Hinter diesem Tische saß auf einem gelbgepolsterten Thronessell der Himmelssohn; rechts und links von ihm waren zwei Leibwächter postiert, und an der Rückwand, zu beiden Seiten des Thronessells, standen zwei Pfauenwedel. Der Kaiser, der jetzt siebenundzwanzig Jahre zählt, sieht aus wie ein Jüngling von höchstens achtzehn Jahren; er ist sehr schwächlich und kränklich, hat wunderschöne große dunkle Augen und leider statt eines offenen Kopfes nur einen stets offenen Mund. Sein Gesicht ist auffallend oval und gar nicht dem gewöhnlichen chinesischen Typus entsprechend, dabei, ohne hübsch zu sein, doch sehr sympathisch. Der Gesamteindruck seiner Persönlichkeit ist mitleiderweckend. Mit einem Ausdruck kindlichen Erstaunens musterte er die seltsame Gesellschaft und schien seine Freude daran zu haben, so zahlreiche und meist wohlerhaltene Exemplare der westlichen Barbaren vor sich zu sehen.

Der Doyen des diplomatischen Korps, Mr. D., hielt eine kurze Ansprache, die B. als ältester unter den Dolmetschern ins Chinesische übersetzte. Darauf begab sich der alte Prinz Kung, ein Onkel des Kaisers, auf die Estrade und kniete neben dem Thron nieder. Der Kaiser neigte sich zu ihm

nieder und sprach, zum Prinzen gerichtet, frei die Antwort auf die Glückwunschanrede in mandchurischer Sprache. Nachdem er geendet, verneigte sich Prinz Kung, stieg von der Estrade herab und trat an die Seite des russischen Dolmetschers, um diesem die Worte des Kaisers nach einem Konzept, das er in der Hand hielt, in Chinesischer Sprache zu wiederholen. Aus der jammervoll unbeholfenen französischen Übersetzung P.'s ging u. a. hervor, daß der Kaiser den Vertretern der fremden Mächte Glück und Erfolg in ihren Bestrebungen wünsche. Das ist zwar rührend gut von ihm, aber er darf sich nun auch nicht wundern, wenn jetzt daraufhin jeder von ihnen sein Kiao-chou verlangen wird. Damit war die Feierlichkeit aus, und man ging nunmehr rückwärts, seine Südseite immer dem Antlitze des Himmelssohnes zuehend, unter drei Verbeugungen zurück. Diese Prozedur erinnerte mich lebhaft an die Schlußzene unserer Poffen und Operetten, wo alle Beteiligten Hand in Hand erst bis vor die Rampe und dann wieder nach dem Hintergrunde der Bühne hüpfen. Die ganze Audienz währte wohl kaum über fünf Minuten.

Vom Palaste selbst, d. h. von den zahllosen Palastbauten und Parkanlagen, die eine ganze Stadt für sich bilden, bekam man leider so gut wie nichts zu sehen. Aber die riesenhaften und dabei doch schönen Größenverhältnisse der Höfe ließen immerhin die Großartigkeit der ganzen Anlage erkennen. Hier in Peking ist eben alles morsch und verfallen, und auch der kaiserliche Palast scheint keine Ausnahme von dieser Regel zu bilden; aber großartig und auch schön muß hier vieles einst gewesen sein, da das ungeheure Reich noch auf der Höhe seiner Macht stand. So manche Zeugen längst verschwundener Pracht finden sich unter den Trümmern. Ob jemals wieder junges Leben aus den Ruinen blühen wird?

17. II. Die traditionelle Nachfeier der Audienz besteht in einem Bankett, das im Namen des Kaisers im Tsungli-Yamen (dem Auswärtigen Amte) gegeben wird. Es fand dann auch gestern um 12 Uhr statt und verlief recht animiert. Leider war nur das Menu in diesem Jahre ganz europäisch, während es früher immer halb europäisch und halb chinesisch zu sein pflegte. Der Billigkeit wegen hatten es die Herren dies Jahr dem hiesigen französischen Hotelier Tailieu übertragen. Der nahm 20 Dollar (40 Mark) à Couvert, was ihnen unglaublich billig vorkam. Daraus kann man ersehen, was für Preise der, allerdings berühmte, chinesische Koch des Tsungli-Yamen genommen haben mag. Wie mir R. sagte, werden für die Banketts von Staatswegen 20 000 Taels (= 60 000 Mark) verausgabt — natürlich ein glänzendes Geschäft für die Beteiligten. Das Tsungli-Yamen stiftet alljährlich einen Rennpreis für das große Rennen, das die Europäer zu veranstalten pflegen, und diesen Rennpreis (das ist ein offenes Geheimnis) mußte bisher immer der besagte Koch aus seiner Tasche bestreiten. Nett, nicht wahr? . . .

\*

\*

\*

An seine Schwester.

Peking, den 23. Februar 1898.

Meine liebe Weinande!

... Heute sitze ich mit meinem Schnupfen allein zu Hause, während Billy auf einem Diner bei H.'s ist. Ich habe im letzten Moment abgesetzt, aus Furcht, daß bei dem beständigen Schnäuzen, Schnaufen und Schniefen meine übrigen gesellschaftlichen Reize nicht gebührend zur Geltung kommen würden.

Herr v. H. war übrigens so liebenswürdig, sich gestern persönlich nach meinem werten Befinden zu erkundigen und ganze zwei Stunden bei uns zu sitzen. Wenn man mit ihm allein ist, legt er seine Diplomaten-Mühen ganz ab und gibt sich wie er ist, gemüthlich und ohne Ziererei. Er sprach viel über Dorpat und seine dortige Studentenzzeit, auch manches andere über Politik; klagt, daß man ihm jetzt, nachdem die Chinesen alles, und weit mehr als ursprünglich von ihnen verlangt worden, bewilligt hätten, von Berlin aus die Arbeit erschwere, indem man nachträglich fortwährend mit neuen Forderungen angerückt komme.

H. hat wirklich mehr Glück als — andere Leute und kann mit seinem Coup zufrieden sein, und das muß man den beiden katholischen Missionaren lassen: sie hätten keinen geeigneteren Zeitpunkt wählen können, um sich abmurksen zu lassen, als sie es eben getan haben. Unser Prestige hier im Osten ist durch diesen energischen Schritt geradezu emporgeschneilt. Die Engländer jubilieren — natürlich nicht aus Liebe, sondern erstens, weil Rußland den Hafen nun hoffentlich nicht bekommt, und zweitens, weil sie nun in einem ähnlichen Falle ähnlich vorzugehen hoffen und bereits sehnsuchtsvolle Blicke nach einem begehrten Stückchen Festland gegenüber Hongkong hinüberwerfen, das sie aus strategischen Gründen auch wirklich haben müssen, um ihre Insel dauernd behaupten zu können. Jetzt heißt es aber auch: „Halte, was du hast!“ und wenn die deutsche Regierung diesen Grundsatz nicht mit aller Energie verfißt und befolgt, dann ist es ein für allemal um unser Ansehen in Ostasien geschehen.

Der alte Li Hung-chang soll neulich in einer Sitzung die bitteren Bemerkungen gemacht haben, man scheine in Berlin Schantung als eine deutsche Provinz behandeln zu wollen. Das ist soweit alles ganz schön, nur soll man dann wenigstens die Rolle des Tartüffe aufgeben und nicht von den armen chinesischen „Seiden“ verlangen, daß sie sich den Segnungen der christlichen Kultur katholischer oder protestantischer Observanz kopfüber in die Arme werfen. Der Chinese ist Praktiker, und wo sich Theorie und Praxis so wenig decken wie in den Lehren und Erscheinungsformen des Christentums, da gilt ihm die Theorie herzlich wenig. Wenn der liebe Gott pfeifen kann, was ich ja nicht weiß, dann pfeift auch er jedenfalls auf die sogenannte christliche Kultur. Jedenfalls lacht er sich eins ins Häustchen und beschließt im stillen, auf hunderttausend heidnische Chinesen je einen christlichen Diplomaten in den Himmel aufzunehmen.

Vertraulich sagte mir H., daß er wegen des Prinzen Heinrich in Sorge sei. Programmäßig hätte er bereits vor vierzehn Tagen in Hongkong sein müssen; statt dessen sei man ganz ohne Nachrichten und wisse nicht einmal, ob ihm etwas zugestoßen sei. Die „Deutschland“, mit der er kommt, soll bereits im Nordostseeanal und im Roten Meer stecken geblieben sein — hoffentlich kein böses Omen für die deutsche Politik in Ostasien. Kiao in Kiao-chow bedeutet übrigens „Leim“ — wer auf ihn gegangen, muß die Zukunft lehren.

Ich lese jetzt zwischen der Arbeit Thackerays „Newcomes“ und habe einen großen Genuß davon. In seiner köstlichen Menschenverachtung steckt wahrer Humor, der stets ernst ist. Je mehr Arten dieser Gattung vernunftbegabter zweibeiniger Lebewesen man unter verschiedenen Himmelsstrichen kennen lernt, um so sicherer nähert man sich diesem Standpunkte, und die beste Gelegenheit, den Jahrmarkt der Eitelkeiten zu studieren, bietet sich vielleicht gerade an einem Ort wie Peking, wo eine kleine, dabei zum größten Teil aus Diplomaten, besonders angehenden, bestehende Gesellschaft beisammen ist. Frau v. S. sagt, der einzige Mensch, mit dem man sich interessant unterhalten konnte, sei der bisherige französische Gesandte G. gewesen. Von den Damen scheint eigentlich nur Lady M. und die Frau des amerikanischen Gesandten in Betracht zu kommen. Am unmöglichsten sollen die russischen Damen sein, über die Frau v. M. eine köstliche Geschichte von G. erzählte. Voriges Jahr fand am Silvesterabend ein Bal costumé auf der englischen Gesandtschaft statt. Die russischen Damen standen in slawischen Kostümen beisammen und schienen selbst zu empfinden, daß sie eigentlich nicht in die Gesellschaft gehörten. Eine war häßlicher wie die andere, dabei alle gleich ungebildet und ohne Manieren. Da sagte G. zu Frau v. M.: „Voyez donc, madame, c'est la nation de l'avenir; soyons heureux, d'avoir vécu maintenant!“ — Ich glaube, der liebe Gott hat sich den Menschen nicht zum Ebenbilde, sondern zur Folie geschaffen, vielleicht auch, damit die Theologen einen Broterwerb finden. Sich vom Himmel aus das Treiben der Menschenkinder ansehen zu können, muß eine Duelle heitersten Genusses sein, — wie da der Widerstreit zwischen dem Endlichen und Unendlichen bald traurig oder komisch, bald tragisch und erhebend endet. Und Humor ist ja nichts anderes, als dieser Widerstreit inkommensurabler Gegensätze, die dennoch aneinander gemessen werden, obwohl sie sich nicht aneinander messen lassen. . . .

(Weitere Briefe folgen)

